

Die Abenteuer von Jascha und Pia

Deckblatt

von Katja Ruschmeyer

Seite 1

Die Sonne strahlte vom Himmel. Sie schien die Kegelrobben auf der Sandbank in der Nordsee regelrecht braten zu wollen. Unter ihnen waren auch Jascha und Pia, die die Sonne genossen hatten, seit sie aufgegangen war. Mittlerweile war es aber früher Nachmittag und die Sonne knallte ungehindert auf die Tiere. Das Wasser, welches ruhig dalag, versprach etwas Abkühlung. Aber um dahin zu kommen müssten die beiden Jungtiere sich bewegen. Dann würde ihnen ja noch wärmer werden.

„Warum ist das so warm“, stöhnte Jascha. „Das nennt man Sommer“, antwortete Pia. „Sehr witzig“, gab Jascha zurück. „Aber muss das gleich sooo warm sein? Ich kann mich nicht erinnern, dass Mama mir davon erzählt hätte, dass sie auf der Sandbank lag und fast gebraten wurde.“ Pia antwortete darauf nicht, sondern begann nun doch Richtung Wasser zu robben.

„Wo willst du denn hin?“, fragte Jascha, ehe er ihr folgte. „Ins Wasser“, antwortet Pia, als wäre das nicht offensichtlich. Als die beiden das Wasser erreichten, war es tatsächlich sehr erfrischend. Pia und Jascha tobten ein bisschen im kühlen Nass und bekamen gar nicht mit, dass sie sich dadurch immer weiter von der Sandbank, auf der sich der Rest ihrer Gruppe befand, entfernten.

Erst als die beiden zurück auf den Strand wollten, fiel ihnen auf, dass sie sich mitten auf dem offenen Meer befanden. „Weißt du in welche Richtung es zurückgeht?“, fragte Pia. Jascha sah sich um. „Ich fürchte nicht“, gab er zu. „Aber ich glaube, wir müssen in diese Richtung.“ Jascha deutete mit seiner Flosse nach Süden. „Lass es uns versuchen“, meinte Pia, die keinen besseren Plan hatte.

Seite 2

Einige Zeit schwammen die beiden Robben schweigend neben einander her. In der Ferne meinte Jascha schließlich ihre Sandbank ausmachen zu können. Er wollte das gerade seiner Freundin mitteilen, als er die Vibration im Wasser spürte. Jetzt hörte er auch das Brummen, das mit großer Geschwindigkeit näherkam. Pia neben ihm war so erschrocken, dass sie nur noch die nötigsten Bewegungen machte, um nicht unterzugehen.

„Wir müssen hier weg“, rief Jascha. Er trat sofort die Flucht an. Glücklicherweise schien sein Schrei Pia aus ihrer Starre gerissen zu haben, denn sie war dicht hinter ihm. Obwohl die beiden Robben alles gaben, was sie konnten, kam das Brummen immer näher und schwoll zu einem Dröhnen an. Die beiden jagten über den Grund hinweg, einfach weg vom Geräusch. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Dröhnen wieder zu einem Brummen wurde und schließlich ganz verstummte.

„Das war gruselig“, meinte Pia, als die beiden sich in Sicherheit wiegten. „Und laut“, stimmte Jascha zu. „Ihr habt ja keine Ahnung“, sagte eine Stimme. „Für mich ist das noch schlimmer als für euch.“ Die beiden Robben drehten sich um ihre eigene Achse. Hinter ihnen schwamm der Schweinswal, Walter, der nicht mehr der Jüngste war.

„Was meinst du damit?“, wollte Pia wissen. „Ich höre noch Töne, die für euch nicht mehr wahrnehmbar sind“, erklärte Walter. „Und die Menschen auf dem Schiff hören es erst recht nicht.“ Pia und Jascha sahen sich an. Von Menschen hatten sie schon gehört.

Seite 3

„Diese Schiffe sind ein großes Problem“, sagte der Wal. „Ich hatte echt Angst“, gestand Pia. „Und jetzt haben wir gar keine Ahnung mehr, wo wir sind.“ „Auch ich habe meine Gruppe verloren“, sagte Walter. „Ich verliere häufig die Orientierung, wenn diese großen, lauten Schiffe hier durchfahren. Ich kann meine eigenen Laute zur Orientierung nicht mehr hören.“ „Oh nein“, meinte Jascha. „Das ist ja schrecklich.“

„Nicht nur das“, wandte der Wal ein. „Ein Bekannter von mir kam einem Schiff mal zu nahe und hat einige tiefe Schnitte davongetragen.“ „Wie kam das?“, wollte Pia wissen. „Die Schiffe bewegen sich mit Hilfe einer Schiffsschraube vorwärts“, erklärte Walter. „Die dreht sich so schnell, dass man kaum eine Chance hat zu entkommen und sie schneidet tief ins Fleisch.“ „Das tut bestimmt weh“, sagte Jascha. „Wahrscheinlich mehr, als wir uns vorstellen wollen“, meinte der Schweinswal.

„Ich sollte mich auf die Suche nach meiner Gruppe machen. Passt auf euch auf.“ „Ja, du auch“, meinte Pia. Der Schweinswal entfernte sich von den beiden Robben. Pia wandte sich Jascha zu. „Wie finden wir jetzt zurück? Wir können uns nicht mit Hilfe von eigenen Lauten orientieren.“ „Wir müssen einfach suchen“, sagte Jascha. „Vielleicht treffen wir auch irgendwen, der weiß, wo wir hinmüssen.“ „Hoffentlich!“, sagte Pia. Die beiden machten sich auf den Weg. Hätten sie sich doch nur den Weg gemerkt, als sie vor dem Schiff flohen, dann müssten sie nun nicht so planlos durch die Gegend schwimmen.

Seite 4

Die beiden Robben waren schon länger unterwegs, hatten aber bisher noch kein anderes Tier getroffen. „Ist dir schon aufgefallen, dass irgendwie keiner hier ist?“, fragte Jascha. „Ja“, sagte Pia. „Es ist sehr wenig los. Wo sind bloß die Fische?“ „Weg“, meckerte eine Stimme vom Meeresboden. Unter den beiden Kegelrobben krabbelte die Strandkrabbe Stella über den Boden.

„Was meinst du mit „weg“?“, fragte Pia. „Nicht mehr hier offensichtlich“, sagte Stella. „Die Menschen haben sie aus dem Wasser geholt.“ „Aber alle?“, fragte Jascha fassungslos. Stella klackerte mit ihren Scheren. „Natürlich nicht alle“, gab sie zu. „Aber viel zu viele. Findet ihr nicht auch immer schwerer etwas zu essen?“ So hatten Pia und Jascha das noch gar nicht betrachtet, aber Stella hatte recht. „Warum machen die Menschen das?“, fragte Pia. „Weil sie auch Hunger haben“, sagte Stella.

„Ich kann verstehen, dass sie Fisch essen wollen“, sagte Jascha. „Schmeckt gut. Aber warum brauchen die Menschen so viel?“ „Weil es so viele Menschen gibt, die mit Fisch versorgt werden wollen und weil sie damit andere Tiere füttern“, erklärte Stella. „Und dabei verringern sie die Anzahl der Fische. Damit bedrohen sie vor allem das Leben der Meeresraubtiere. Im Endeffekt bringen sie aber das ganze System durcheinander.“ „Aber sie müssen doch auch von irgendwas leben“, meinte Pia. „Sicher“, gab Stella zu. „Aber, wenn sie den Fischen Zeit geben würden, sich zu erholen, dann würden sie in Zukunft mehr Fisch fangen und es wäre auch mehr Fisch für euch da.“

Seite 5

„Wissen die Menschen das nicht?“, fragte Jascha. „Doch tun sie, aber ihnen ist es wichtiger jetzt uneingeschränkt weiter zu fischen, anstatt erstmal auszusetzen und so eine bessere Situation für alle zu schaffen“, erwiderte Stella. „Ist ja blöd“, sagte Pia. „Die Situation ist schon schwierig genug“, stimmte Stella zu. „Aber sie holen ja nicht nur eine Fischart aus dem Wasser.“

„Immer den gleichen Fisch zu essen, wäre ja auch langweilig“, gab Jascha zu bedenken. „Sie essen aber nicht jeden Fisch“, sagte Stella, da die Robben das Problem, auf das sie hinaus wollte, noch nicht begriffen hatten.

„Die Fischer holen gerne nur eine Art aus dem Wasser. Andere Fische werfen sie oft zurück, obwohl sie das gar nicht dürfen. Diese ungewollten Arten, die teilweise gar nicht gefischt werden dürfen oder gar nicht zum Essen geeignet sind, landen trotzdem in den Netzen der Fischer.“ „Welche Arten zum Beispiel?“, wollte Jascha wissen. „Die Netze, die hinter dem Schiff hergezogen werden, sogenannte Schleppnetze, sollen eigentlich die Bodenfische sammeln. Aber auch viele andere Fische und Krabben enden im Netz. Stellnetze, die längere Zeit im Wasser gelassen werden, sind Todesfallen für Meeressäuger und Vögel“, erklärte Stella. „Die Tiere, die neben der begehrten Beute im Netz landen, werden meist einfach über Bord geworfen.“

„Ist das nicht was Gutes?“, fragte Pia. „Das Problem an der Sache ist, dass der Beifang, so wird das genannt, häufig schon tot ist“, gab Stella zu bedenken. „Warum machen sie das?“, wollte Pia wissen. „Weil der Beifang nicht erlaubt ist“, sagte Stella. „Aber die Netze geben bis jetzt einfach nichts Anderes her. Es gibt neue Netze mit weniger Beifang, aber die benutzen zu wenige und die reichen auch noch nicht für einen idealen Schutz aus.“

Seite 6

„Ist Beifang denn das einzige Problem der Fischer?“, fragte Jascha. „Schön wäre es“, antwortete Stella. „Aber seht euch um. Vor nicht allzu langer Zeit wurde hier ein Schleppnetz durchgezogen, der ganze Boden ist umgepflügt. Bis hier wieder Bodentiere leben und Pflanzen wachsen, dauert das sehr lange.“ „Aber wenigstens sind die Fischer nicht die ganze Zeit da“, sagte Pia.

„Sie nicht, aber ihre Netze teilweise schon“, widersprach Stella. „Wenn mal ein Netz während des Fischens abreißt, treibt es weiter herrenlos durch das Meer. Das sind dann sogenannte Geisternetze und sie stellen eine Gefahr für alle Lebewesen da. Also passt auf!“

„Wir werden die Augen offenhalten und einen großen Bogen um die Netze machen“, sagte Pia. „Das will ich euch auch geraten haben“, sagte Stella. „Zu viele Meeressäuger, aber auch Vögel, halten die im Netz gestorbenen Tiere für leichte Beute und ertinken dann selbst im Netz.“ „Danke für die Warnung“, sagte Pia. „Aber kannst du uns helfen zurück zu unserer Sandbank zu kommen? Wir haben uns nämlich verirrt.“ „Nein, da kann ich euch leider nicht helfen“, meinte Stella. „Und ich muss jetzt auch weiter.“ Die Strandkrabbe krabbelte davon und die Robben setzten ihren Weg fort.

Seite 7

Auf der Suche nach einem Weg zurück zur Sandbank entdeckten Jascha und Pia tatsächlich einige dieser Geisternetze, denen schon ein paar Fische zum Opfer gefallen waren. Doch die Fische in den Netzen waren nicht die einzigen toten Tiere, die sie fanden. Plötzlich fanden sie immer wieder tote Fische am Meeresboden, genauso wie Fischeier, also Laich. Doch die Larven in den Eiern bewegten sich nicht mehr und waren ebenfalls tot. Schließlich entdeckten die beiden Jungtiere einen einsamen Fisch, der vor irgendwas zu flüchten schien. Die beiden jagten ihm nach und holten ihn schließlich ein.

„Wovor fliehst du?“, fragte Pia. „Vor dem Tod“, sagte der Seeskorpion Sebastian. „Was meinst du damit?“, fragte Jascha. Sebastian wurde langsamer. „Dort hinten kann ich nicht mehr atmen“, sagte Sebastian. „Wieso?“, fragte Pia. „Das Wasser dort enthält keinen Sauerstoff“, erklärte Sebastian. „Aber das ist doch nicht normal“, beschwerte sich Pia. „Sicher nicht“, stimmte Sebastian zu. „Aber es gibt zwei entscheidende Gründe dafür, dass diese Todeszonen entstehen. Erstmal kann das Wasser weniger Sauerstoff aufnehmen, wenn es wärmer wird und es wird seit Jahren immer wärmer.“

„Definitiv“, stimmte Jascha zu. „Was ist der andere Grund?“ „Der andere Grund ist etwas komplizierter. Im Endeffekt liegt es nur daran, dass Bakterien den Sauerstoff verbrauchen, wenn sie tote Algen oder abgestorbenes Seegras verarbeiten. Das tote Pflanzenmaterial kommt wiederum von riesigen Algenblüten, die jedes Jahr größer werden. Die Algenteppiche nehmen dem Seegras das Licht, es stirbt ab. Das Gleiche passiert nach der Blütezeit mit den Algen.“ „Aber warum kommt es zu diesen Algenblüten?“, fragte Jascha. „Wenn du sagst, dass sie jedes Jahr größer werden, dann kann es ja früher nicht so schlimm gewesen sein.“

Seite 8

„Die Algenblüten entstehen durch Überdüngung. Die Menschen bringen mehr Gülle und Dünger auf ihren Feldern aus, als die Pflanzen und der Boden aufnehmen können. Der überschüssige Dünger wird dann vom Regen in die Gräben, von den Gräben in die Flüsse und von den Flüssen ins Meer gespült“, erklärte Sebastian. „Die Nährstoffe düngen dann hier die Pflanzen“, vermutete Pia.

„Vor allem halt die Algen“, gab Sebastian zu bedenken. „Dann kommt noch der Wasseraustausch ins Spiel. In der Nordsee verbleibt ein Tropfen Wasser ungefähr 3 Jahre. In der Ostsee sind es etwa 30 Jahre. Der mangelnde Wasseraustausch fördert die Entstehung der Todeszonen, weil kaum sauerstoffarmes oder sauerstofffreies Wasser durch frisches, sauerstoffhaltiges ersetzt wird.“ „Und ihr erstickt dann einfach?“, fragte Pia. „Das ist ja schrecklich.“ „Wir können nicht mehr atmen, unser Laich stirbt ab und die Bodentiere haben nicht mal eine Chance zu flüchten. Und diese Todeszonen werden immer größer. Die Algen produzieren zum Teil Gifte, deshalb beeinträchtigen die Menschen sich dadurch eigentlich selbst. Trotzdem hören sie nicht auf, diese Unmengen an Dünger zu verwenden.“

„Unglaublich“, meinte Pia. „Zumindest an sich selbst müssten die Menschen doch denken. Aber was anderes, kannst du uns helfen? Wir wissen nicht, wie wir zu unserer Sandbank zurückkommen.“ „Ich fürchte, da kann ich euch nicht helfen“, gab Sebastian zu. „Ich bin gerade selbst etwas orientierungslos, da ich versuche den Todeszonen zu entkommen.“ „Viel Glück“, sagte Jascha. „Gleichfalls“, gab der Fisch zurück, drehte ab und verschwand im trüben Wasser.

Seite 9

„So kommen wir nie zurück“, meckerte Jascha. „Das wird schon“, meinte Pia. „Ich mache mir mehr Sorgen um das Meer. Hast du gehört, was da alles los ist?“ „Klar, ich war doch dabei“, sagte Jascha. „Ich versteh einfach nicht, warum die Menschen das tun. Sie gefährden ja nicht nur uns, sondern auch sich selbst. Ich meine, giftige Algen, bedrohte Fischbestände...au!“ Jascha war so in seine Erzählung vertieft, dass er den Turm vor sich übersehen hatte. „Was ist denn das bitte?“

Er wollte schon nach oben schwimmen und nachsehen, aber eine Stimme hielt ihn zurück. „Das würde ich nicht tun, wenn ich du wäre.“ Suchend sahen Jascha und Pia sich um. Die Stimme gehörte Miesmuschel Melanie, die unweit des Turms auf einer Muschelbank lebte. „Wieso?“, fragte Jascha. „Umweltverschmutzung“, erklärte Melanie. „Eine riesige Umweltverschmutzung. Wenn du Pech hast, ist oben Öl ausgelaufen.“ „Öl?“, fragte Pia. „Ja, die Menschen fördern hier Öl“, sagte Melanie. „Und wenn die nicht aufpassen, dann gibt ein Leck und Öl läuft aus.“ „Aber beseitigen die Menschen das Problem nicht wieder?“, fragte Pia. „Ich meine, die wollen das Öl doch haben.“

„Da gibt es zwei große Probleme, erstmal ist es fast unmöglich, das Wasser und das Öl zu trennen. Zum anderen lässt es sich sowieso nicht rückstandlos entfernen“, erklärte Melanie. „Und wer im Endeffekt unter dem Öl leidet, ist das Meer und seine Lebewesen. Meeressäuger, so wie ihr, genauso wie Vögel oder Fische.“

Seite 10

„Passiert das oft?“, fragte Jascha. „Häufiger, als den meisten Menschen bewusst ist. Die Verantwortlichen vertuschen es gerne mal, hier zum Glück noch nicht“, erklärte Melanie. „Aber die Gefahr ist da, auch wenn das hier die einzige Ölbohrinsel im Wattenmeer ist.“ „Ist denn das Öl das Einzige, was hier ins Meer gelangt?“, fragte Pia. Wenn eine Miesmuschel schnauben könnte, hätte Melanie das jetzt getan. „Als die Bohrinsel hier hingestellt wurde, wurde hier auch ein Rohr verlegt“, erklärte sie. „Und natürlich gelangen auch andere Sachen ins Meer. Ein großes Problem nicht nur hier, sondern überall sind die Schiffe, die ihren Müll und ihre Abwässer einfach ins Meer leiten.“ „Das ist ja widerlich“, befand Pia. „Warum wird das nicht im Hafen entsorgt?“ „Wie so häufig bei den Menschen ist das Geld der Grund“, erklärte Melanie. „Wenn sie ihren Müll im Hafen entsorgen würden, würde das sehr teuer für sie werden.“ „Überwacht das denn keiner?“, fragte Jascha.

„Wie denn?“, fragte Melanie. „Die Schiffe werden einfach mitten in der Fahrt geleert und die Gifte gelangen ins Meer, wo sie sich in der Nahrungskette anreichern. Die kleinen Fische fressen die vergifteten Algen. Die kleinen Fische werden wiederum von großen Fischen gefressen, die nehmen die Giftstoffe dann mit auf. Die größeren Fische landen schlussendlich auf den Tellern der Menschen, die so ihr eigenes Gift wieder zu sich nehmen.“ „Gruselig“, befand Jascha. „Und wie sieht das mit den Baumaßnahmen aus? Gibt es neben Bohrinseln noch mehr Bauprojekte?“ „Natürlich“, sagte Melanie. „Die Menschen sehen das Meer doch nur als Verlängerung des Landes.“

Seite 11

„Ich habe noch nie einen Menschen getroffen“, meinte Pia. „Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass die Menschen das Meer nicht nur als Verlängerung des Landes sehen. Das Land ist doch ganz anders als das Meer.“ „Vielleicht betrachten es nicht alle Menschen so“, gab Melanie zu. „Aber trotzdem bauen die Menschen immer mehr Sachen hier auf. In letzter Zeit vor allem Windräder. Sie wollen den Planeten durch erneuerbare Energie schützen. Aber wir leiden unter dem Bau und später unter dem Betrieb. Diese Baustellen sind extrem laut und das Windrad selber vibriert unter Wasser, was auch wieder stört.“

„Aber ist das nicht schon mal der richtige Ansatz?“, fragte Pia. „Ich meine, Schutz für den Planeten ist doch auch Schutz fürs Meer.“ „Klar geht das Hand in Hand“, sagte Melanie. „Schutz der Erde ist auch immer gleich Schutz fürs Meer, aber um den Klimawandel zu verlangsamen muss viel mehr getan werden. Was das Meer angeht: Es muss zum Beispiel auf die Anzahl und die Platzierung der Windräder geachtet werden. Dabei sollten die Menschen aber nicht nur an sich selbst denken, sondern auch an uns alle hier im Wasser.“

„Da hast du vollkommen Recht“, gab Pia zu. „Du kannst uns vermutlich auch nicht sagen, wie wir nach Hause kommen, oder?“ „Schwimmt nach Osten“, empfahl Melanie. „Dort müssten einige Sandbänke liegen.“ „Danke“, sagte Pia und die beiden machten sich auf den Weg.

Seite 12

Gedankenversunken schwammen Jascha und Pia ihres Weges. Es war irgendwie schwer zu glauben, dass ihr Lebensraum durch die Menschen so stark gefährdet war. Die beiden Robben hatten noch nie Kontakt zu Menschen. „Was ist das?“, fragte Pia plötzlich. Unter ihnen am Meeresgrund lag ein Autoreifen. „Ich weiß es nicht“, meinte Jascha. „Aber ich glaube, es gehört nicht hier her.“

„Natürlich gehört es nicht hierher“, keifte jemand. Jascha und Pia konnten aber niemanden entdecken. „Wo bist du?“, fragte Pia. Der Klippenbarsch Kai kam aus dem Reifen geschwommen. „Kommt das von den Menschen?“, fragte Pia. Mittlerweile erschien es sehr naheliegend, dass der Mensch für die meisten Probleme im Meer verantwortlich war. „Natürlich die Menschen“, keifte Kai. „Wer denn auch sonst? Dass dieses Ding nicht natürlich ist, sieht man doch sofort.“ Etwas unsicher beobachteten die beiden Robben den Klippenbarsch, der aufgebracht hin und her schwamm und schimpfte, was das Zeug hielt. Die beiden Robben trauten sich gar nicht etwas zu sagen, aber eine Frage brannte ihnen auf der Zunge.

Schließlich traute sich Jascha: „Wie kommt denn das hier her?“ Kai hielt für einen Moment inne. „Wie es hierher kommt?“, fragte Kai, als hätte er die Frage nicht ganz verstanden. Die Frage schien den Fisch aber zu beruhigen. „Das wird zum Teil direkt hier abgeladen“, erklärte Kai dann. „Ein Teil wird über die Flüsse eingetragen.“

Seite 13

„Kommt das alles über die Flüsse oder Müllentsorgung auf See?“, fragte Pia.

„Nein, natürlich nicht“, sagte Kai. „Vieles kommt auch durch den Wind ins Meer. Wenn es am Strand oder in der Nähe von Gewässern liegen geblieben ist.“ „Aber so schwere Sachen wie den Reifen kann der Wind doch gar nicht tragen“, wandte Jascha ein. „Stimmt natürlich“, gab Kai zu. „Der Wind ist überwiegend für Plastik und andere Kleinteile verantwortlich. Plastik ist generell ein großes Problem im Meer, egal wie es eingetragen wird.“ „Wieso gerade Plastik?“, fragte Pia. „Plastik ist ein Kunststoff und zersetzt sich nicht“, erklärte Kai. „Er verbleibt Ewigkeiten in der Umwelt. Selbst in Millionen von Jahren wird noch Plastik zu finden sein.“

„Was für konkrete Gefahren gehen denn von Plastik aus?“, fragte Pia. „Erstmal können sich Tiere darin verheddern und nicht wieder freikommen, was sie stark einschränken oder verletzen kann zum Beispiel wenn sich eine Schnur so stark um ein Tier schlingt, dass sie in die Haut einschneidet. Im schlimmsten Fall sterben die Tiere“, erklärte Kai. „Und viele Tiere verwechseln das Plastik mit Nahrung. Sie fressen es und es verstopft den Magen. Dann verhungern die Tiere irgendwann. Das betrifft tatsächlich Tiere jeder Größe, da das Plastik sich zwar nicht zersetzt, aber immer kleiner wird. Es gelangt also in das Nahrungsnetz und ironischerweise somit auch wieder auf den Tellern der Menschen, die dafür verantwortlich sind, dass der Müll überhaupt hier ist.“

„Wieder schaden die Menschen sich selbst und trotzdem hören sie nicht auf“, meinte Jascha. „Das ist doch unglaublich.“ „Da hast du natürlich Recht“, sagte Kai. „Aber was sollen wir machen. Wir können mit den Menschen schließlich nicht reden.“

Seite 14

„Stimmt n...“, setzte Jascha an, als eine laute Explosion ihn unterbrach. Die Explosion und der dadurch entstehende Lärm verschreckten die Tiere. Während Kai in seinen Reifen flüchtete, versuchten Jascha und Pia, wie zuvor bei dem Schiff, nur möglichst viel Entfernung zwischen sich und die Lärmquelle zu bringen. Als die Robben sich wieder gefangen hatten, war ihre Situation ein wenig besser, denn nun war eine Sandbank in Sicht. Es stellte sich jedoch heraus, dass es sich nicht um ihre Sandbank handelte.

Die Seehündin Selina kam auf sie zu geschwommen. „Ihr solltet hier verschwinden“, sagte sie. „Wir wollen eigentlich auch gar nicht hier sein“, sagte Pia rasch. „Wir wollen nur zurück zu unserer Sandbank.“ „Wie kommt ihr dann hier her?“, fragte Selina. „Eure Sandbank liegt doch viel weiter im Westen.“ „Wir waren bei Kai“, sagte Pia. „Dann war ein lauter Knall zu hören und wir sind gefüchtet.“ „Eine Explosion“, sagte Selina. „Etwas wurde gesprengt.“ „Was denn?“, fragte Jascha.

„Munition, die nach dem letzten Krieg hier versenkt wurde“, meinte Selina. „Es könnten auch Übungen oder Tests gewesen sein, aber, die finden eher in der Ostsee statt.“ „Ist das immer so laut?“, wollte Pia wissen. „Ist es“, erklärte Selina. „Und ihr wart vermutlich auch noch ziemlich weit weg. Je näher man an der Explosion dran ist, desto lauter ist sie.“ „Aber ist das dann nicht total gefährlich?“, fragte Pia. „Auf jeden Fall stellt das eine Gefahr dar“, sagte Selina. „Das kann bleibende Schäden hinterlassen. Vor allem die Schweinswale sind davon betroffen.“ Pia und Jascha erinnerten sich an ihr Gespräch mit Walter.

Seite 15

„Warum wird die Munition dann überhaupt gesprengt?“, fragte Jascha. „Wenn sie auf ewig hier bleiben würde, schädigt sie das Meer und all seine Bewohner nachhaltig. Jetzt treten schon Gifte aus, weil die Hüllen verrostet und auch nach den Sprengungen verbleiben giftige Reste im Meer. Trotzdem scheint für die Menschen das Sprengen das Einfachste zu sein.“ „Aber wenn das so ist, sollten sie dann nicht versuchen, die Meeresbewohner zu schützen, wenn sie die Sprengungen durchführen?“ „Tun sie manchmal“, sagte Selina. „Sie haben einen sogenannten Blasenschleier entwickelt. Der vermindert die Druckwelle und dämpft damit die Lautstärke.“

„Reicht das?“, fragte Pia, die sich das irgendwie nicht vorstellen konnte. „Nein, aber das ist der beste Schutz, den es zurzeit gibt“, meinte Selina. „Die Menschen achten häufig nicht auf den Zeitpunkt für die Sprengungen. Sie machen sich keine Gedanken um die Meereslebewesen und deren Lebensrhythmus.“ „Ein Unding ist das“, schimpfte Pia. „Mal ehrlich, willst du lieber langsam vergiftet werden?“, fragte Jascha. „Nein, natürlich nicht“, gab Pia zu. „Dann sollen die Menschen aber bitte eine Methode entwickeln, um die Munition zu bergen.“ Selina lächelte.

„Ihr habt natürlich Recht, aber jetzt solltet ihr wirklich verschwinden, bevor die anderen Seehunde merken, dass ihr hier seid. Andere Robben sind hier nicht gern gesehen“, sagte sie. „Sicher“, sagte Pia. „Wir sind schon weg. Du sagtest, unsere Sandbank sei im Westen?“ „Ja“, sagte Selina. „Einfach dort lang.“ Selina deutete mit ihrer Flosse Richtung Westen. „Danke“, sagte Pia und die beiden Kegelrobben machten sich auf den Weg.

Seite 16

Der Weg zurück zu ihrer Sandbank war gar nicht so lang, wie die beiden Jungtiere vermutet hatten. Auf der Sandbank wurden sie schon von Pias Mutter erwartet. „Wo wart ihr denn so lange?“, fragte sie. „Wir haben uns verirrt und auf unserem Rückweg einiges über die Probleme, die Menschen verursachen, gelernt“, erklärte Pia. „Ach, habt ihr das?“, fragte ihre Mutter.

„Ja“, kam Jascha seiner Freundin zur Hilfe. „Wir haben was über Schifffahrt gelernt, sehr ausführlich über Fischerei geredet, die Überdüngung diskutiert, was über Öl und andere Gifte erfahren, uns mit Meeremüll auseinandergesetzt und mit Munition im Meer beschäftigt.“ „Menschen können sehr rücksichtslos sein“, meinte Pia. „Sie lernen“, sagte ihre Mutter. „Habt ihr das nicht erkannt? Ich dachte, ihr habt über alle Probleme gesprochen?“ „Wir haben uns eher mit der Erklärung der Probleme beschäftigt“, gestand Pia. „Die Entwicklung oder die Lösung der Menschen kamen gar nicht so richtig zur Sprache.“ „Dann habt ihr aber einen wichtigen Teil weggelassen“, behauptete Pias Mutter. „Die Menschen haben angefangen zu begreifen, was sie dem Meer und seinen Bewohnern antun.“

„Und sich selbst damit auch“, warf Jascha ein. Pias Mutter nickte. „Sie haben begriffen, dass sie etwas ändern müssen, wenn sie uns und die verschiedenen Tier- und Pflanzenarten schützen wollen. In manchen Bereichen geht das schneller als in anderen.“ „Was gibt es denn für Verbesserungen?“, fragte Pia.

Seite 17

Ihre Mutter begann zu erzählen: „In der Fischerei werden immer bessere Fangmethoden eingesetzt, wodurch der Beifang sinkt. Ich habe gehört, sie arbeiten an neuen Düngeverordnungen, um den Nährstoffeintrag zu senken. Die Ölförderung ist auf eine Bohrinsel in der Nordsee begrenzt und wird hoffentlich auch nicht weiter ausgebaut. Die Flächen für Windparks wurden neu bewertet und bestimmt.“ „Was ist mit dem Müll?“, fragte Pia. „Das ist komplizierter“, sagte ihre Mutter. „Wir haben einmal den Müll, der schon im Meer beziehungsweise in der Umwelt ist und dann den, welcher noch produziert wird. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, Müll wieder aus der Umwelt zu entfernen, aber immer mehr Menschen versuchen ihre Müllmenge zu verringern. Was sowohl die Umwelt als auch die Ressourcen schont.“

„Reicht das?“, fragte Pia.

„Nein“, gab ihre Mutter zu. „Aber es ist ein erster Schritt, weniger Müll zu produzieren, aber sie müssen auch dafür sorgen, dass weniger des produzierten Mülls ins Meer und in die Umwelt gelangt.“ „Und was ist mit der Munition?“, fragte Jascha. „Die Munition zu entfernen ist teuer und schwierig, weil die Hüllen immer mehr verrostet. Im Augenblick streiten die Menschen, wer dafür zuständig ist. Aber zumindest erforschen sie neuen Möglichkeiten, die Munition überhaupt zu bergen. Mal sehen, was daraus wird.“

Eure Generation hat das Pech in einer Zeit aufzuwachsen, in der Umweltprobleme bestehen, die nie zuvor zu bewältigen waren. Zugleich hat sie aber auch das Glück, dass es eine Zeit ist, in der der Mensch aufwacht und beginnt Verantwortung zu übernehmen, damit die Zukunft besser werden kann.“

Rückseite

www.bund-sh.de/meere/digitaler-malwettbewerb

